

Von Wilhelm Bölsche.

Es erscheint gewiß sonderbar, das Wort „Ehe“ auf die Thiere anzuwenden. Ist denn nun die Ehe ein Erbgut des Menschen vom Tage seiner Erfindung an? Oder hat er sie erst erworben, wie er das Meiste erst erwerben mußte, was wir heute Kultur nennen? Oder greift am Ende das Wörtchen Ehe doch in das tiefere organische Leben, also auch in das Leben des Thieres über?

Thier und Thier ist freilich noch ein rechter Unterschied. Eine Auster ist ein Thier und ein Pferd oder ein Papagei sind Thiere. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir ganz oben in der Rangstufe der Thierwelt etwas „Eheartiges“ finden. Es scheint, daß gewissermaßen als Vorstufe der Ehe im Thierreich zuerst noch etwas angebahnt sein mußte. Die Sorge der Eltern für das Kind mußte sich entwickeln. Es ist erstaunlich, wie tief in das Thierreich hinab diese Sorge geht. Das Weibchen des Seefersters, also eines Geschöpfes, das der Laie im Aquarium meistens gar nicht für ein Thier hält, sitzt mit gekrümmten Armen über seiner Brut und schüßt sie, wie eine treue Nonne. Die Spinne, die uns vielfach als Symbol des widerwärtigsten Thieres gilt, weicht nicht von dem Gespinnst, das ihre werdenden Jungen umschließt, vertheidigt es wie eine Rasende und unterliegt schließlich der Winterfalle, während die Eier bis zum Frühling ausdauern. Allerdings sehen wir in manchen Fällen auch das Gegenteil. Bei einer Sorte kleiner, niedlicher Fischchen, den Stacheln, ist die Stachelmutter eine Rabenmutter. Dafür ist der gute Stachelvater voll aufopferndster feilscher Regungen für seine Nachkommenschaft. Bei höher entwickelten Thieren aber theilen sich Vater und Mutter um die Sorge für die Jungen. Das ist das Band, das einerseits ihr Zusammensein verlängert, andererseits diesem Zusammenleben einen Inhalt giebt, über das Moment des Liebesraufes hinaus. Beim Vogel sehen wir diese Arbeitsteilung zwischen Vater und Mutter. Durchweg beteiligen sich Beide am Bau des Nestes, meist so, daß das Weibchen baut und das Männlein den Stoff herantägt. Sigt die Mutter dann brütend auf dem Nest, so sorgt der Vater für Nahrung und Schutz. Hier ist reicher Boden für eine wirkliche Ehe. Und thatsächlich: die Weibchen der Vögel zeigt uns die Ehe in echter unterkennbarer Form. Ehe in der Gestalt, daß Mann und Weib sich auf Lebenszeit zu einander thun, Freud und Leid, Arbeit und Raub in dauernder Harmonie theilen, bis zum Abschlusse ihrer Bahn. Bei der Mehrzahl der Säugethiere jedoch zeigt sich eine entschieden losere, eine unvollkommenere Form der Ehe. Es sind meist „Zeit-ehe“, die da geschlossen werden, in Liebeszeiten, die periodisch wiederkehren. Wilde Kämpfe finden da am das gewählte Weibchen statt. Während die Gattin beifert den auf „Zeit“ vermählten Gatten. Nichts lustiger, als zu lesen, wie sich der brave Maulwurf tief im Erdreich in solcher Situation benimmt. Hat er seine Geliebte gefunden, so gräbt er besondere Höhlen tief in dunklen Erdreich. Da wird sie hineingesperret — und wehe dem Nebenbuhler, der sie verlocken möchte! Auf Tod und Leben kämpfen die Herren Maulwürfe mit einander. Kehrt der Sieger heim, so geschieht es ihm wohl, daß seine Schöne inzwischen eigene Gänge aus ihrem Gefängnis heraus gegraben hat und erst selber wieder eingeholt werden will. Dann fest es auch Rant und Beiherei zwischen Frau und Mann. Aber das Alles hindert nicht, daß auch hier bald die rührende Kinderpflege anhebt, in die Vater Maulwurf und Mutter Maulwurf sich redlich theilen. Doch es giebt noch etwas anderes als Zeit-ehe, es giebt in der Thierwelt etwas wie Erinnerung an selbige Stunden.

So wird es von den Seebären, einer Art Seehunden, berichtet. Um die Mitte des St. Paulsinsel im Behringsee schaaren alter Seebären an und besetzen die Klänge: es naht ihre Ehezeit! Zwei Monate später beginnt der Bezug der Weiber, die bis dahin allein im Ocean haften. Selbstsam genug ist bei diesen Seebären die Zeitehe eingerichtet. Sie hat doppelten Zweck. Zuerst den einer wirklichen Heirat. Aber damit vernüpft ist die gemeinsame Pflege der Jungen vom vorigen Jahre aus der vorjährigen Zeitehe. Denn die Tragzeit der Jungen währt gerade so lange vor damals bis jetzt — und kaum haben die Seebärchen sich einen neuen Gemahl erkoren, so besetzen sie ihn zunächst mit den Kindern seines Vorgängers, die er aber unbefürchtet, als seien es seine eigenen, für die Dauer seiner eigenen Zeitehe jetzt beschützt. Es mag in diesen drohigen Umständen liegen, daß gerade in diesem Falle und von den Seebärweibchen überliefert ist: sie schauen sich bei der Ankunft am Strande alle wartenden Männer prüfend an, laden und barren einige Zeit, ob sich der frühere Mann aus der vorigen Ehe nicht melde. Noch weiter aber sind gewisse Antilopenarten. Sie

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 19. Mai 1899.

Jahrgang 19. No. 37.

## Das Maine-Denkmal in Annapolis.



Contre-Admiral Knorr, der älteste Graduirte der Marine-Akademie auf der Liste der noch Activen und Superintendent derselben hat kürzlich unter entsprechenden Feierlichkeiten den ersten Spatenstich für die dort projectirten Gebäude gethan.

Zuerst wird der Bau des Arsenal, des Boothauses und Maschinenhauses in Angriff genommen. Im nächsten Jahre werden die großen Lehrräume und die Trophäenhalle an die Reihe kommen.

Dann wird mit dem Bau einer Capelle begonnen werden, welche dem Andenken der Maine geweiht sein wird. Unser Bild zeigt dieselbe nach Entwürfen des Architekten Ernest Flagg. Ueber dem Haupteingange dieser Capelle wird sich eine Gedenktafel befinden mit den Worten:

Zum Ruhme Gottes. Im Andenken an die verunglückte Mannschaft des Der. St. Kriegsschiffes „Maine“. Zerstört im Hafen von Havana am 15. Februar 1898.

länder. Auf ihn folgte ich, Karl M. aus Bremen, seit 5 Jahren ohne Unterbrechung in Banat an, anfänglich, momentan auf einer bringend notwendigen Erholungsreise nach Hause begriffen.

Mein Nebenmann ist Gaston Joffet „de Paris“, wie er stets hinzusetzt, damit nicht etwa Jemand denken könnte, Gaston Joffet könne irgendwo anders wohnen, als im Mittelpunkte der Welt. Zwischen dem Franzosen und dem Kapitän streckt Jerguffon seine unendlich langen Beine aus, ein Schotte, wie er im Bude steht: haager und sehnig, mit knochigem Gesicht; ein glühender Verehrer von Whisky mit wenig Wasser.

Wir sind alle weit in der Welt herumgekommen. Das bewegteste Leben hat aber unstreitig der Schotte hinter sich, den nur seine natürliche Schwermüdigkeit hindert, seine Erlebnisse zum Besten zu geben. Heute Abend aber hat er sich fleißig mit der frische beschäftigt, und wir wissen, daß jetzt schon ein kleiner Antich genügt, um ihn zum Erzählen zu bewegen.

Der Kapitän hat von seinen Fahrten an der hinterindischen Küste berichtet und seiner Ansicht Ausdruck gegeben, daß dort für einen civilisirten Europäer nichts zu holen sei.

„Was wissen Sie denn von dem Leben im Innern?“ fragt plötzlich der lange Jerguffon, indem er sich das große Glas, das vor ihm steht, zu einem Drittel mit Whisky füllt und das Verdünnen mit Wasser ganz verweigert. „Ihr Seeferde seht ja doch nichts, als die Küste und ihre armselige Fischbevölkerung! Von den Geheimnissen des Innens, von den Schätzen, die da zu holen sind, von den Verbrechern, die dort für ein paar bunte Steinchen beunruhigt werden, habt ihr ja keine Ahnung!“

„Seht mal, der kommt auch daher!“ sagt er nach einer Pause und dreht einen breiten goldenen Ring, den wir für seinen Trauring gehalten haben, halb auf dem Finger herum. Der dicke Boet pfeift leise und richtet sich halb auf:

„Gottverdamme, das ist ein Steinchen.“

Keiner von uns kann einen Anruf des Staunens zurückhalten. Auf dem Ring sieht ein dreieckiger, flachgeschliffener Rubin von herrlichem Feuer und jener an frisches Traubenblut erinnernden Farbe, die nur den besten und kostbarsten Steinen eigen ist.

Der kleine Joffet springt ganz erregt auf. „Warum tragen Sie den Stein denn nicht sichtbar?“ — „Wie kann man so etwas verdecken!“ — Der Franzose versteht nicht, daß man einen kostbaren Schmuck nicht auch zum Schmücken benutz.

„Weil ich nicht Lust habe, mir von irgend einem Maladen oder Chinesen, der etwa auch Geschmack an roten

Steinen findet, Löcher in den Leib bohren zu lassen,“ lacht Jerguffon. „Wo haben Sie den Stein her?“

„Ja, das ist eine lange Geschichte,“ sagt der lange Schotte und greift nach dem Glase.

„Erzählen! — Erzählen!“ — „Na, meintheu!“ — Er leert das Glas mit einem Zug, und sein braungebranntes, hageres Gesicht röthet sich; — der Schimmer der Abendsonne kann es nicht sein, denn die ist untergegangen.

„Ich war — so erzählt er — vor zehn Jahren, oder so etwas, in Selangor, — da oben, in der Mitte zwischen Burma und dem Aequator. — Reizendes Ländchen, wissen Sie, mit einem sogenannten Sultan an der Spitze, der Whisky trank wie ein Neger. — was ich für sehr schädlich halte — für einen Nigger. Ich kam mit dem alten Knaben wenig in Berührung. Ich stand zwar in seinem Diensten, um die Wegebauten in seinem Urwaldkönigreich zu beaufsichtigen, für die er ab und zu mal ein paar tausend Rupien hergeben mußte. Im allgemeinen hatte ich wenig zu thun und trieb mich erst ganze Tage im Dschungel herum, um zu schießen, was mir vor die Büchse kam, vom wilden Büffel bis zum Tiger. Es war eine ziemlich anstrengende und gefährliche, aber lohnende Jagd.“

Eines Tages — es war etwa zwei Stunden vor Mittag, in der ärgsten Hitze — stiegen wir, ich und mein indischer Diener Pertab Singh, bei der Verfolgung eines angeschossenen, jungen Leoparden, auf eine Lichtung im Dschungel, in deren Mittelpunkte, ganz von Schlingengewächsen überwuchert, ein uralter, verfallener brahminischer Tempel stand.

Auf dem freien Platz vor dem Tempel lag unser Leopard verendet.

Ich überließ dem Diener die Sorge für unsere Jagdbeute und schritt mit einem gewissen Gefühl der Befangenheit, das mir sonst nicht gerade eigen ist, über die von hohem Grase verdeckte Schwelle. Im Innern hatte die tropische Wildnis noch nicht Eingang gefunden. Die mächtigen Säulen, die die glatte Dede stützten, standen noch unberührt. Zwischen ihnen hatten riesige, schwarze Spinnen ihre Netze ausgebreitet, und beim Weiterschreiten konnte ich noch gerade rechtzeitig zurückspringen, als eine lange, grünlich schillernde Schlange, durch meine Annäherung aus ihrem Mittagsschlaf aufgeschreckt, dicht vor mir in einer Spalte zwischen den grauen Quadern verschwand. Die weite Halle, in der mein Tritt auf den Steinplatten des Fußbodens ein unheimlich dröhnendes Echo weckte, gab mir ein solches Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins, daß ich meine Inspektion schnell beendete und erleichtert aufatmete,

als ich wieder blauen Himmel und blendende Sonne über mir hatte.

Ich fragte den Diener aus, der in zwischen der erlegten Bestie das Fell abgezogen hatte, ob er den Tempel kenne, und wie lange er schon verlassen sei.

„Wenn der Herr auf Pertab Singh hört,“ hütet er sich vor dem Tempel. Er steht voll von Schlangen, und drei Leute aus dem Dorf am Fluß sind hineingegangen und nicht wieder herausgekommen.“

Es fiel mir auf, daß der Jnder beim Sprechen seine Augen nicht erhob und überhaupt nur zögernd Auskunft gab.

Warum suchten die Eingeborenen, die doch sonst die größte Angst vor Schlangen und Scorpionen haben, einen alten und verlassen Tempel auf, dessen kühle Räume ein hervorragender Tummelplatz für allerlei kriechendes Getier sein mußten.

Mit Mühe brachte ich endlich das Geheimniß heraus.

„Der große Hanuman, der Gott mit dem Affenkopf, wohnt in dem Tempel, und seine Schätze sind dort begraben.“

Jetzt wußte ich, was die Eingeborenen suchten. Aber: „Wo sind die Priester des Hanuman?“

„Alle gestorben, Sahib! — Nur einer lebt noch im Dorf am Fluß — ein alter Mann.“

Mehr wußte der Jnder nicht zu sagen.

Auf dem Rückweg kamen wir durch das Dorf, das, kaum tausend Schritt von meinem Bungalow entfernt, sich an derselben Seite des Flusses ausdehnte.

Bei einer kleinen, etwas abseits gelegenen Hütte wählte mir mein Begleiter: Hier wohnt der Hanumanpriester.“

Ich konnte der Neugier nicht widerstehen und trat durch die niedrige Thüröffnung in das Innere der elenden Behausung. In einer dunklen Ecke des scheinbar verlassen Raumes lag auf einem mit Baststricken bezogenen Bambusstuhl, wie es die Eingeborenen dort allgemein als Ruhelager benutzen, ein steinalter Mann mit langem, silbernen Bart, der magere, braune Körper unbedeckt. Um seinen Hals hing eine Schnur mit einer Hornspindel daran.

Den Greis störte mein Eintritt nicht. Unbeweglich, mit geschlossenen Augen, lag die hagere Figur da.

Ich grüßte ihn laut mit dem dem indischen Brahminen geläufigen Gruß. Er rührte sich nicht. Ich trat näher, erfaßte die herabhängende Hand und fühlte, daß aus dem armseligen Körper vor mir das Leben schon seit mehreren Stunden entflohen sein mußte.

Eine unbezwingliche Neugierde hielt mich zurück, meinen Diener herbeizurufen. Ich beugte mich über den Toten und öffnete die auf seiner Brust ruhende Kapself. Mit großer Vorsicht zog ich daraus ein zwei Mal zusammengefaltetes Stück eines getrockneten Palmblattes hervor und trat damit an die Thür. Zu meiner Ueberraschung sah ich darauf, mit rother Farbe gemalt, das Bild des vor wenigen Stunden verlassenen Tempels, darunter in deutlichem Umriß den Kopf eines Löwen, weiter nichts.

Enttäuscht folgte ich das Blatt wieder zusammen und legte es in die Kapself zurück. Dann trat ich hinaus und schickte meinen Diener zum Dorfschreiner, um für die Bestattung des Brahminen zu sorgen.

In den folgenden Tagen konnte ich die Zeichnung, deren Geheimniß der Alte mit ins Grab genommen hatte, nicht aus dem Kopf bekommen. Immer tauchte vor meinen Augen der Löwenkopf. Woher kam er, und was bedeutete er? Auf der malayischen Halbinsel giebt es, wie Sie wissen, gar keine Löwen. In welcher Beziehung stand dieser Kopf zu dem Tempel?

Eine Woche später war ich früh Morgens aufgebracht, um die Arbeiten an der neuen Straße zu inspizieren und ritt gegen Mittag wieder nach Hause, gefolgt von Pertab Singh, der meine Büchse trug.

Plötzlich bemerkte ich zu meiner Rechten eine enge Oeffnung in dem hier besonders dichten Gebüsch, scheinbar der Anfang eines Fußpfades, wie ihn die Eingeborenen zur Verbindung zwischen ihren Dörfern durch das Dickicht brechen. Aber nach jener Seite hin lag meines Wissens kein Dorf. Ich stieg ab, befohl dem Jnder, auf mich zu warten, und drang, die Büchse über der Schulter, durch die schmale Lücke in das Dschungel ein.

Der Pfad war offenbar selten betreten, aber doch unschwer zu verfolgen. Er führte schur gerade, ohne Biegung, durch das Gebüsch. Nach etwa zehn Minuten wurde es vor mir hell, und höchst erkaunt trat ich heraus auf die wohlbekannte Lichtung. Vor mir lag, vor blendender Sonne bestrahlt, die altersgraue Ruine, der Tempel des Hanuman.

Meine Neugier war von Neuem mächtig erregt. Auf meine hohen Reiterstiefel vertrauend, die ich für ziemlich schlangenfurchig halten durfte, trat ich durch die steinerne Pforte in die hohe, fensterlose Halle. Eine wohlthuende Kühle ließ mich den Aufenthalt darin heute weniger unheimlich erscheinen, als bei dem ersten Besuch. Ein Rundblick überzeugte mich, daß alles unverändert war. Eben wandte ich mich zum Gehen, als mein Blick auf dem Fußboden haften blieb. Durch eine der Lüftungsröhren an der Decke fiel ein Sonnenstrahl in die Dunkelheit und malte dicht neben mir auf den Boden einen grelleuchtenden, scharf umrissenen Fied. Erregt trat ich näher. Die Sonne zeichnete auf der grauen Platte deutlich und unverkennbar den Kopf eines Löwen.

Ich warf die Büchse von mir und kniete vor der Platte nieder. Mit vor Erwartung zitternden Händen wusch ich Staub und Sand bei Seite und sah, ohne davon noch überrascht zu werden, dieselbe Zeichnung mit seinen Strichen in den Stein eingegrift.

Mit Hilfe meines Jagdmessers gelang es mir in wenigen Minuten, die nicht sehr schwere Platte zu lodern und an einer Seite zu heben, dann umzutreten und zu stürzen. Mit der breiten Klinge grub ich in fieberhafter Hast den Sand heraus, und nach kurzer Zeit stieß meine Hand auf Widerstand. Vorsichtig grub ich weiter, und bald lag vor mir ein silbernes Kästchen, so groß wie meine Faust.

Ich sprengte den Deckel auf und wäre beinahe von flurendem Entzücken überwältigt hingefunken.

Meine Augen ruhten auf dem Schatz des Hanuman. Leuchtend und glühend im Sonnenlichte lagen vor mir große und kleine Rubine, Saphire und Smaragden, meist ungeschliffen, aber schon in dieser Form von unermeßlichem Werth. Mit gieriger Hast wühlte ich in diesem Juwelenberg, die schönsten Steine heraussuchend, um sie bewundernd zu betrachten und in der Sonne funkelnd zu lassen.

Ein breiter Schatten verdundelt die Halle. Ich blide auf und lasse vor Entsetzen das Kästchen in die Grube zurückfallen. Im Eingang zum Tempel steht hochauferichtet ein mächtiger Tiger, wühlend mit dem Schwanz die Pflanzen peitschend, die grünlichen Augen funkelnd wie die Smaragden vor mir: Der Wächter des Tempels.

Gebannt, wie der Vogel durch die Schlinge, knie ich regungslos, meine Blicke einbohrend in die wie Phosphor leuchtenden Augen des Feindes. Jetzt bucht sich der geschmeidige Körper zum Sprunge. Im selben Augenblicke ist der Bann gelöst; ich reiße die Büchse an mich und ohne anzulegen schreie ich beide Läufe gleichzeitig ab.

Es ist zu spät. Das im Sprunge tödlich getroffene Thier reißt mich mit sich nieder, und von der ungeheuren Masse begraben, sinke ich bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne schon tief am Himmel. Mit schmerzenden Kopf und zerschlagenen Gliedern wälzte ich mich unter der todten Bestie hervor. Mein erster Gedanke war das Kästchen. In der Grube fand ich es nicht; mit meinem kostbaren Inhalt war es verschwunden. Ich fiel von Neuem in Ohnmacht.

In völliger Dunkelheit wachte ich auf. Mühsam schlupperte ich mich zum Ausgang. Da stand vor dem Tempel an dem Stamme einer Palme gebunden mein Verb. Von Pertab Singh war nichts zu sehen.

Der Schotte goß mit unfideler Hand den Rest aus der Flasche in sein Glas.

„Ist der Kerl nicht gefangen worden?“ fragte der kleine Joffet.

„Seine Leiche wurde zwei Wochen später, mit einem Messerfisch in der Seite, vor einem chinesischen Gasthaus in Singapur gefunden.“

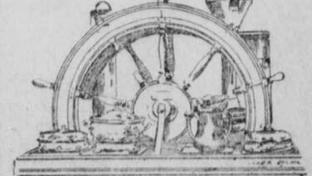
„Und die Steine?“

„Verschwunden! — Den Rubin fand ich in meiner Tasche.“

### Reliquien der Maine.

Unsere Illustration zeigt denkwürdige Reliquien, welche nunmehr dem Nationalmuseum in Washington einverleibt worden sind.

Es sind Ueberreste der unglücklichen Maine-Affäre. Darunter befindet sich in erster Linie das Steuerrad des Kriegsschiffes, oder richtiger gesagt,



die übrig gebliebenen Theile desselben. Daneben erblickt man Compaß und Compaßhändchen. Die abgebildete Suppenterrine sowie die Schlüssel sind von gebiegenem Silber und wurden der Maine von den Bürgern des Staates, wonach sie benannt ist, verehrt. Der Liebesbecher ist ein Geschenk der Stadt New Orleans.

Die Zerstreung der Philippinos schließt unsere Soldaten gegen Langeweile.

Eine merkwürdige Beobachtung trug sich in Georgia zu: Ein Farbigter wurde dort auf geschicktem Wege gefangen!